Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 78 (1991)
Heft: 12: Wege zur Individualisierung im Unterricht : Tandem-Lernen zu zweit

Buchbesprechung: Bücher
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bücher

MUSISCHE BILDUNG

Ernst Waldemar Weber, Schafft die Hauptfächer ab! Plädoyer für eine Schule ohne Stress. Bern: Zytglogge 1991, 144 S., brosch., Fr. 23.–

Ernst Waldemar Weber, seit langem Pionier für einen «erweiterten Musikunterricht» an den schweizerischen Schulen, bedauert in der Einleitung zu seinem Buch, dass er in seiner Naivität geglaubt habe, die Oberpädagogen und Erziehungswissenschaftler würden sich mit dieser Thematik befassen. Nun denn, nehmen wir diese Kritik ernst und versuchen es mit einer Rezension des kürzlich erschienenen Werkes, in welchem sich der Autor für eine ganzheitliche Bildung einsetzt, die insbesonders auch der musischen Seite des Menschen zu ihrem Recht verhelfen soll. In Aufnahme der Diskussion um die unterschiedlich gearteten Hirnhälften fordert Weber, dass endlich auch die rechte Hemisphäre angemessen gefördert werden müsse: «Die Definition der Intelligenz muss so erweitert werden, dass sie auch schöpferische und künstlerische Fähigkeiten sowie Denken in Strukturen und Vernetzungen einschliesst. In der neuen Pädagogik wird deshalb der Musik (und allem Musischen) eine zentrale Aufgabe zukommen» (Weber 1991, S. 110).

Für die pädaogische Bedeutung der Musik legt Weber denn auch ein engagiertes Plädoyer vor. Er macht deutlich, dass eine «neue» musische Schule nicht einfach die Ansprüche herabsetze; vielmehr stelle die elementare Musiktheorie nicht geringe Anforderungen an das Kind: «Die Kenntnis und sinnvolle Anwendung der Notennamen, der Notenschlüssel, der Tonleitern, der Vorzeichen, der Tonarten, der Intervalle, der Notenwerte, Pausen und Taktarten kann durchaus verglichen werden mit der Grammatik einer Sprache, und entsprechend ist ihr formaler Wert»(S. 27). Daneben führt der Autor aus, wie in der Musik menschliche Urkräfte zum Ausdruck kommen, etwa in der formschaffenden Harmonie oder dem Verhältnis von Musik und Zahl bei Pythagoras. Dieser habe erkannt, «dass die Tonhöhe einer schwingenden Saite von ihrer Länge abhängig ist und dass reine Intervalle durch Saitenlängen in ganzzahligem Verhältnis zustandekommen. Das war eine unerhörte Entdeckung, denn hier wurde zum erstenmal eine exakte Beziehung zwischen einer Zahl und einer seelischen Grösse, zwischen einer Quantität und einer Qualität, offengelegt»(S.16). Mit anderen Worten: Weber belegt den ursprünglichen Zusammenhang von Ästhetik und Mathematik, von Form und Klang.

Das Verdienstvolle an diesem Buch ist es denn auch, von solchen grundsätzlichen Überlegungen her die Bedeutung der Musik und des Musischen/Spielerischen für Schule und Unterricht auf ungewohnte Art ins Bewusstsein zu heben – in einer Zeit, wo Musik oft mehr mit blossem Konsum und Dauerberieselung als mit eigenem Tun verbunden wird. Auf der anderen Seite kann nicht verschwiegen werden, dass die Überzeugungsversuche Webers manchmal ein wenig ins Missionarische abgleiten. Etwa wenn fast bis zum Überdruss gefordert wird, dass der Lehrer singen können müsse, oder wenn der Vorzug einer seminaristischen Lehrerbildung fast nur aus dieser Perspektive beurteilt wird: «Weil bei der Aufnahme ins Gymnasium keine entsprechenden Bedingungen gestellt werden und die musischen Sparten dann im Unterricht nur stiefmütterlich bedacht oder fakultativ angeboten werden, haben die meisten Studienanfänger in der höheren pädagogischen Lehranstalt weder von Tuten noch Blasen eine Ahnung. Und zu diesem Zeitpunkt ist es einfach zu spät, um in der Musik noch genügende Grundlagen erarbeiten zu wollen.» (S. 127). Mit Verlaub: Auch ein «unmusikalischer» Lehrer kann meines Erachtens dank anderer ebensowichtiger Qualitäten ein «guter» Lehrer sein.

Zudem läuft der Autor manchmal Gefahr, Behauptungen ohne genaueren Nachweis und in apodiktischer Form zu formulieren. So heisst es: «Weil singen leichter ist als sprechen, lernen Patienten nach einer Kehlkopfoperation zuerst wieder singen und dann erst sprechen»(S. 28). Oder: «Sänger leben länger»(S. 26). Doch den Beweis dafür – etwa durch eine Diskussion entsprechender Studien – bleibt Weber weitgehend schuldig.

Dennoch ist es wichtig, wenn vom Standpunkt musischer Bildung einmal aufgezeigt wird, was Schule sein könnte. Vieles, was Weber vorbringt, ist zwar nicht neu – etwa die Kritik an der Selektion im Schulsystem oder an den Prüfungen, aber dennoch bedenkenswert. Vor allem seine «fröhliche Vision» einer Quartierschule ohne Jahrgangsklassen und einer Art Epochenunterricht ohne Fächerhierarchie heimelt beim Lesen an und nimmt beste Traditionen der Reformpädagogik auf. Ob die vorgeschlagenen Lösungen allerdings immer praktikabel sind, steht auf einem anderen Blatt. So schlägt Weber vor, dass über die Selektion in Zukunft nicht mehr allein formallogische und rein rationale Kriterien entscheiden sollten, «sondern es müsste durchaus eine Rolle spielen, ob jemand gut modellieren, Theater spielen, schön singen und gut tanzen kann, wenn er ins Gymnasium eintreten will»(S. 111). Da frage ich mich, ob der Autor faktisch nicht das Gegenteil des Intendierten erreichte – nämlich dass auch noch jene kreativen Bereiche unserer Schulen durch das Selektionsprinzip vereinnahmt würden, welche diesem bisher – gottseidank – entzogen waren.

Heinz Moser

LITERATURUNTERRICHT

Otto Keller: Döblins «Berlin Alexanderplatz». Die Grossstadt im Spiegel ihrer Diskurse, Lang Verlag, Reihe Tausch Bd. 1, 1990.

Döblins Roman «Berlin Alexanderplatz» ist seit seinem Erscheinen mit Irritation und Faszination aufgenommen wie auch mit Desinteresse, ja Abwehr bedacht worden. Neben dem Vorwurf der Joyce-Nachahmung oder einer Formulierung von «Dünsten und Blasen eines nicht ganz gesunden Hirns», der mangelnden inneren Stimmigkeit, wurde «trotz der Zusammenhanglosigkeit der Teile» der grosse Stil eines neuen Realismus gepriesen, oder man sah sich vor der Stadt, die sich selber erzählte, vor «einer chaotischen Symphonie des Chaos», vor der «letzten Stufe des bürgerlichen Bildungsromans». So schrieb Döblin selbst 1938 an einen Kritiker, er werde mit Massstäben gemessen, die von Epigonen an Epigonen gewonnen seien, so dass er immer zum Verlierer werde. Neue Ansätze der Döblin-Forschung versprechen seit einiger Zeit, den Wert dieses Autors, in dem Kafka und Brecht ihr Vorbild erblickten, gebührend zu würdigen und seinem Werk mit adäquaten Kriterien der Inspiration zu begegnen.

Otto Kellers Arbeit geht von einem Ausspruch Döblins aus: «Ich bin ein Feind des Persönlichen. Es ist nichts als Schwindel und Lyrik damit. Zum Epischen taugen Einzelpersonen und ihre sogenannten Schicksale nicht.» Keller analysiert die Struktur des Romans unter dem Begriff «gestischer Montageroman». Der entlassene Strafgefangene Franz Biberkopf versucht dreimal Berlin zu «erobern», wobei er dreimal einen Rückschlag erleidet. Der vierte Gang unterscheidet sich von den ersten drei Eroberungen. Die fiktive Handlung verläuft parallel zur Entstehungszeit des Romans vom Herbst 1927 an bis Frühjahr 1929. Der dreiphasige Vorgang der Bücher 1–7 erhält in den letzten beiden Büchern seine abschliessende Sanktion. Prägnanz und Geschlossenheit des Romans ergeben sich aus diesem strengen Aufbau.

Von hier weiterführend übernimmt Keller die von A. J. Greimas und Roland Barthes erarbeitete Betrachtungsweise der semiotischen Textanalyse und führt sie exemplarisch und minutiös entlang den einzelnen Büchern des Romans durch. Dabei zeigt sich immer deutlicher, wie der Held und die auf ihn bezogenen aktantiellen Positionen in einem grossen Beziehungsfeld wirksam sind, in welches die sich ausweitenden Paraphrasen, Nebengeschichten und Texte aller Arten zu einem umfassenden Geflecht eingebaut sind. Dieses Aufbauprinzip der Montage verwirklicht nun genau das, was Döblin in seinem Zitat angedeutet hat und was im weiteren Verlauf der Analyse als Dissoziierung des Aktanten dargestellt wird. Der Held wird begleitet von einer Vielzahl narrativer Programme, dadurch in die Grossstadt integriert, und zugleich werden die Denkmuster und Denkstrukturen einer ganzen Gesellschaft über die Zitate der sie charakterisierenden Textmuster, d.h. über ihre Diskurse, einer zersetzenden Ideologiekritik ausgesetzt.

So verknüpft etwa eine kritisierte Grundhaltung, die Erobererhaltung, als Gestus verschiedene Aktoren wie Hiob, Adam und Eva, Nebukadnezar zu einem gemeinsamen Paradigma, wobei der Heilungsvorgang nun nicht darin gipfelt, was in der herkömmlichen Dichtung gefordert, anders gesagt, in den narrativen Programmen sekundärer Diskurse als Wunschobjekt dargestellt würde: die symbolische Versöhnung oder das Utopische einer Mediation. Das Ergebnis ist deshalb ein Zurückdrängen des symbolischen Sogs zugunsten einer Öffnung des Blicks gegen den Bereich von Antinomien.

Das gilt in den Augen O. Kellers auch für die Erlöserfigur Mieze. Sie unterscheidet sich fundamental vom biblischen oder etwa humanistischen Diskurs. Ihr Erlösertum ist gestisch, also antimythisch angelegt und entgeht gerade dadurch dem teleologischen Sog, der sekundären Textsystemen eignet. So versteht der Autor auch den Einbezug der Faust-Thematik: In «Faust» vollendet sich das Geschick in der letzten Versöhnung, der Mediation, indem die Individualität selbst zum Träger des Höheren und des Menschlichen wird. Bei Döblin aber wird dieser Diskurs bloss zur Folie als Voraussetzung für den Akt der Verfremdung.

Andererseits lässt der Roman seinen Helden den eigentlichen Durchbruch zum neuen Gestus vollziehen: der Schritt in die Annahme der Ungerechtigkeit der Welt, die auch als Eroberertum in Franz steckt. Damit verzichtet der Autor zugleich auf schicksalshaftes Denken und mythische Erlösungssysteme, wie sie etwa im Faust-Drama vorgegeben sind.

Auch die inneren Monologe werden als Bestandteile einer Erzählweise gedeutet, die das Magnetfeld der Person auf das Gestische, syntaktisch gesehen auf die Prädikate verlegt. Keller betont vor allem die gesellschaftliche Relevanz dieser Schreibweise: Die Zitate, Montagen und Paraphrasen entlarven sich als die mythische Basis des Denkens der Bürgerwelt, als Mangelsituation einer Gesellschaft, die vom Mythos eines heldischen und festen Ich aus ihr Zusammenleben regelt. Der Übergang vom Eroberer-Gestus in den Helfer-Gestus wird derart mit überzeugender Kraft demonstriert.

Die Arbeit von O. Keller vermag als Einstieg in ein strukturelles Verständnis eines bedeutenden modernen Textes zu dienen. Sie ist leichter verständlich, als ein verknappender Bericht ahnen lässt; sie liefert leicht fassbar ein Instrumentarium, ein hilfreiches Werkzeug, das dem Leser im Umgang mit modernen Texten Motivation und Kompetenz verleiht.

Heinrich Geisser

Corrigendum

In der Besprechung des Buches «Eselsbrücken für Schnellmerker» in Heft 9/91, S. 32 muss es natürlich heissen *der* pons asinorum, wie das im besagten Buch auf S. 75 zu findende Sprüchlein lehrt: «Männlich merke fons, / dens und mons und pons.» – Dem aufmerksamen Leser ein Dankeschön!

Red.